

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 42

Artikel: "Der Nationalrat vereinigt die Creme"
Autor: Engels, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-621855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich Engels:

«Der Nationalrat vereinigt die Creme»

Wenn man bedenkt, wieviele Leute in der Schweiz sich Marxisten nennen, dann müsste man annehmen, das Gesamtwerk von Karl Marx / Friedrich Engels sei von ebensovielen Leuten zwar nicht verstanden, aber wenigstens gelesen worden. Wenn das zuträfe, dann wäre wohl der Aufsatz, den Friedrich Engels am 29. 11. 1848 in der «Neuen Rheinischen Zeitung» über den Schweizer Nationalrat geschrieben hat, längst bekannt geworden. Er ist es nicht! Ich habe deshalb – und im Hinblick auf die kommenden Nationalratswahlen – jenen Artikel von Engels kürzend bearbeitet und mit Untertiteln versehen. Erheiternde Parallelen zwischen damals und heute sind unbeabsichtigt und absolut zufällig! Bruno Knobel

Ziemlich viel Bart

Wenn man die Tribüne des Nationalrats betritt, muss man sich wundern über die Mannigfaltigkeit der Figuren, die das Schweizer Volk zur Beratung seiner gemeinsamen Angelegenheiten nach Bern geschickt hat. Man begreift kaum, wie es möglich ist, dass ein Ländchen von ein paar hundert Quadratmeilen eine so bunte Versammlung zustandebringen kann. Und doch ist es nicht zu verwundern: die Schweiz ist ein Land, in dem vier verschiedene Sprachen gesprochen werden und das alle verschiedenen Kulturstufen, von der ausgebildeten Maschinenindustrie bis herab zum unverfälschtesten Hirtenleben, in sich vereinigt. Und der schweizerische Nationalrat vereinigt die Creme aller dieser Nationalitäten und Kulturstufen.

Von bestimmten Plätzen, von gesonderten Parteien ist in dieser zur Hälfte patriarchalischen Versammlung keine Rede. Die Radikalen haben einen schwachen Versuch gemacht, sich auf die äusserste Linke zu setzen, aber es scheint nicht gelungen zu sein. Jeder setzt sich, wohin er will, und wechselt den Platz oft drei- bis viermal in einer Sitzung. Doch haben die meisten Mitglieder gewisse Lieblingsplätze, die sie schliesslich immer wieder einnehmen, und so scheidet sich die Versammlung doch in zwei ziemlich scharf voneinander getrennte Teile. Auf den vordersten drei halbkreisförmigen Bänken sieht man scharf markierte Gesichter, ziemlich viel Bart, sorgfältig gepflegtes Haar, moderne Kleider nach Pariser Schnitt; hier sitzen die Repräsentanten der französischen und italienischen Schweiz, oder, wie man hier sagt, die «Welschen», und von diesen Bänken aus wird selten anders als französisch gesprochen.

Unbeschreiblich physiognomierte Spiessbürger

Hinter den Welschen aber sitzt eine kurios gemischte Gesellschaft. Man sieht zwar keine Bauern in Nationaltracht, im Gegenteil lauter Leute, über deren Kostümierung die Hand einer gewissen Zivilisation hinweggegangen ist; hie und da sogar einen mehr oder weniger modernen Frack, zu dem gewöhnlich auch ein anständiges Gesicht gehört; dann ein halb Dutzend schweizerischer Offiziers-typen in Zivil, einer wie der andere, mehr feierlich als kriegerisch, in Gesicht und Kleidung etwas veraltet und einigermaßen an den Ajax in «Troilus und Cressida» erinnernd; und endlich das Gros, bestehend aus unbeschreiblich physiognomierten und kostümierten, mehr oder weniger ältlichen und altfränkischen Herren, jeder verschieden, jeder ein Typus für sich und meistens auch für eine Karikatur. Alle verschiedenen Spielarten des Spiessbürgers, des sonntäglich geputzten Landmannes und des Kantönl-Oligarchen sind hier vertreten, alle aber gleich biedermännisch, gleich erschrecklich ernsthaft, mit gleich schweren silbernen Brillen. Das sind die Repräsentanten der deutschen Schweiz, und dieses Gros der Gesellschaft ist von den kleineren Kantonen und den entlegenen Bezirken der grösseren geliefert worden.

Nach eigenen grammatischen Regeln...

Wie die Physiognomie, so die Diskussion. Die Welschen sind die einzigen, die in ganz zivilisierter, rhetorischer Form sprechen, und auch sie nicht alle. Die Berner, die

von den Deutschschweizern noch am meisten welsche Sitten angenommen haben, kommen ihnen am nächsten. Bei ihnen findet man wenigstens noch einiges Feuer. Die Zürcher, diese Söhne von Schweizer-Athen, sprechen mit der Ge-setztheit und Gemessenheit, die einem Mittelding zwischen Professor und Zunftmeister zukommt, aber stets «gebildet». Die Offiziere sprechen mit feierlicher Langsamkeit, mit wenig Geschick und Inhalt, aber dafür mit einer Bestimmtheit, als ob ihr Bataillon schlagfertig hinter ihnen stände. Das Gros der Gesellschaft endlich liefert mehr oder weniger wohlmeinende, bedenkliche, gewissenhafte, rechts und links abwägende und doch schliesslich stets auf die Seite ihrer Kantonalinteressen tretende Redner, die übrigens fast alle sehr holprig und stellenweise nach eignen grammatikalischen Prinzipien sprechen. Wenn der Kostenpunkt zur Sprache kommt, geschieht es stets zuerst von hier, namentlich von den Urkantonen aus.

... Wiederholungen wiederholen

Die Diskussion ist daher im ganzen matt, ruhig, mittelmässig. Rhetorische Talente, die auch in grösseren Versammlungen Erfolge erringen würden, zählt der Nationalrat sehr wenig. Wie wäre es auch möglich, dass rednerische Anlagen in Versammlungen sich entwickeln können, die höchstens ein paar hunderttausend Menschen repräsentieren und sich mit den kleinlichsten Bezirksinteressen zu beschäftigen haben! Die Reden der Nationalräte beschränken sich meist auf motivierte Vota, in denen jeder Redner den Tatbestand darlegt, der ihn so oder so zu stimmen veranlasst, und daher mit der grössten Unbefangenheit alles ruhig wiederholt, was schon vor ihm bis zur Unerträglichkeit wiederholt worden ist. Namentlich haben die Reden des Gros diese patriarchalische Offenherzigkeit an sich. Und wenn einer dieser Herren einmal das Wort hat, so versteht es sich, dass er bei der Gelegenheit auch seine Meinung über alle Zwischenfälle der Diskussion ausplaudert, mögen sie noch so lange abgetan sein. Zwischen die-

sem vertraulichen Geplauder der Biedermänner halten dann einige Hauptredner den Faden der Debatte mühsam zusammen, und wenn die Sitzung aus ist, gesteht man sich, selten etwas Langweiligeres gehört zu haben.

Die Spiessbürgerei, die der Versammlung etwas Originelles gibt, weil man sie in dieser Klassizität selten sieht, hört auch hier nicht auf, platt und einschläfernd zu sein. Von Leidenschaft ist wenig, von Esprit gar nicht die Rede; Lu-vini ist der einzige, der mit hin-reissender, gewaltiger Leidenschaft spricht, Dufour der einzige, der durch echt französische Klarheit und Präzision imponiert. Frey von Baselland vertritt den Humor, zu dem zuweilen auch Oberst Bernold nicht misslungene Anläufe macht. Der französische Esprit mangelt den französischen Schweizern gänzlich. Solange die Alpen und der Jura stehn, ist auf ihrem Rücken noch kein passabler Calem-bourg zustande gekommen, keine rasche, schlagende Repartie gehört worden. Der französische Schweizer ist nicht bloss ernst, er ist gravitätisch.

Sanft und gefühlvoll

Engels kommt dann in seinem Artikel auf eine ganz bestimmte nationalrätliche Debatte zu sprechen. Darin ging es um gewisse Vorkommnisse im Sonderbundskrieg sowie um die politischen Schwierigkeiten wegen italienischer Flüchtlinge in Tessin. Dabei charakterisiert er verschiedene Parlamentarier (jede Ähnlichkeit mit heute lebenden Nationalräten ist zufällig) wie folgt:

Herr Pioda, Bataillonskommandant im Sonderbundskrieg, hat sich trotz seines sanften blonden Aussehens damals bei Airolo sehr tapfer gehalten und gegenüber einem Truppenkorps, das zahlreicher, geübt und besser gerüstet war als das seinige und zudem eine vorteilhaftere Stellung einnahm, seinen Posten eine Woche lang behauptet. Er spricht ebenso sanft und gefühlvoll wie er aussieht. Ich hätte ihn anfangs, da er vollkommen französisch spricht, für einen französischen Schweizer gehalten und war erstaunt, als ich hörte, dass er ein italienischer sei. Als er aber auf die Vorwürfe zu sprechen kam, die man den Tessinern machte, als er dagegen das Auftreten der schwei-

zerischen Truppen schilderte, die fast so taten, als wären sie in Feindes Land, als er warm wurde, entwickelte er zwar keine Leidenschaft, aber doch jene lebendige, durch und durch italienische Beredsamkeit, die bald die antiken Formen, bald einen gewissen modernen, zuweilen übertriebenen Redepomp anwendet. Ich muss ihm zum Ruhme nachsagen, dass er in letzterer Beziehung Mass zu halten wusste und dass diese Stellen seiner Entwicklung von sehr gutem Effekt waren ...

Schreckerregend feierlich

Nach ihm erhob sich Herr Doktor *Alfred Escher* von Zürich, Vizepräsident des Nationalrats, Sohn – wenn ich nicht irre – des bekannten Mechanikers und Ingenieurs Escher, der die Linth kanalisiert und eine enorme Maschinenfabrik bei Zürich gründete. Sein Frack, sein Gilet sind vom ersten marchand tailleur Zürichs angefertigt; man sieht das lobenswerte und stellenweise nicht erfolglose Bestreben, den Anforderungen des Pariser Modejournals nachzukommen, man sieht aber auch die reichsstädtische Erbsünde, die die Hand des Zuschneiders immer wieder in das altgewohnte kleinbürgerliche Geleise zurückführte. Wie der Frack, so der Mann. Die blonden Haare sind sehr sorglich, aber schrecklich bürgerlich geschnitten, der Bart desgleichen – denn er trägt natürlich auch seinen Bart, eine Kaprice, die bei einem Zürcher aus «guter Familie» sehr an Alcibiades den Ersten erinnert. Wenn Escher den Präsidentenstuhl besteigt, um Steiger einen Moment abzulösen, so vollzieht er dieses Manöver mit einer Mischung von Würde und eleganter Nonchalance, um die man ihn beneiden könnte. Man sieht deutlich, wie er die paar Augenblicke benutzt, um seinen auf der harten Bank müde gewordenen Rücken im weichen Polster des Fauteuils wieder auszurufen. Die Berner Damen mögen sich hüten vor diesem gefährlichen Alcibiades von Zürich. Er spricht recht flüssend und so gutes Deutsch, wie es einem Schweizer-Athenienser nur möglich ist: Attisches Idiom mit dorischem Akzent, aber ohne grammatische Fehler, und das ist nicht jedem Nationalrat der deutschen Schweiz gegeben, spricht er wie alle Schweizer mit schreckerregender Feierlichkeit. Er könnte in seinem siebzigsten Jahre keinen solenneren Ton anschlagen – und er ist einer der jüngsten in der Versammlung.

Gestikulation des Pumpenschwengels

Dazu besitzt Escher noch eine andere nicht schweizerische Eigenschaft. Jeder deutsche Schweizer

nämlich hat für alle seine Reden, bei allen Gelegenheiten, für die Dauer seines Lebens nur *einen* Gestus. Herr Doktor *Kern* z.B. streckt den rechten Arm seitwärts im rechten Winkel erhoben von sich; die verschiedenen Offiziere machen genau denselben Griff, nur dass sie den Arm gerade vor sich hin und nicht seitwärts halten; Herr *Tanner* von Aarau macht bei jedem dritten Wort eine Verbeugung; Herr *Furrer* wechselt es zwischen Front, halbrechts und halblinks; kurz, wenn man den ganzen deutschredenden Nationalrat zusammennimmt, so bekommt man einen ziemlich vollständigen Telegraphen heraus. Der Gestus des Herrn *Escher* besteht darin, dass er die Hand gerade vor sich hin streckt und mit ihr die Bewegung eines Pumpenschwengels aufs täuschendste nachmacht.

Was den Inhalt der Rede des Herrn Doktor Escher angeht, so brauche ich die Aufzählung der Beschwerden der Nationalräte um so weniger zu wiederholen, als diese Beschwerden fast alle vermittelst der «Neuen Zürcher-Zeitung» in die meisten deutschen Blätter übergegangen sind. Neues enthielt die Rede absolut nicht.

Nach der Zürcher Feierlichkeit

die italienische Leidenschaft des Oberst *Luvini*. Ein ausgezeichnete Soldat, der im Sonderbundskrieg nur deswegen der einzige Gefangene war, weil die Bündner ihn im Stich liessen – *Luvini* sprang mit grosser Schnelligkeit auf, um seine Landsleute zu verteidigen. Er antwortete mit der ganzen Leidenschaft des alten Soldaten und des Tessiners, der Schweizer durch Zufall, aber Italiener von Natur ist.

Biedermännisch klatschend

Die Klingel des Präsidenten unterbrach den Redner. *Luvini* wurde zur Ordnung gerufen. Er schloss ziemlich abrupt und verdriesslich. Es folgte der Oberst *Michel* aus Graubünden. Die Bündner sind von jeher, mit Ausnahme der italienisch redenden Misoxyer, schlechte Nachbarn der Tessiner gewesen, und Herr *Michel* blieb seinen vaterländischen Traditionen treu. In höchst feierlich-biedermännischem Ton suchte er die Angaben der Tessiner zu verdächtigen, erging sich in einer langen Reihe unangebrachter Invektiven und Klatschereien gegen das Tessiner Volk und war sogar ungeschickt und unedel genug, den Tessinern einen

Vorwurf daraus zu machen, dass sie (mit Recht) für ihre Niederlage bei Airolo die Bündner verantwortlich machten ...

Pointe abhanden gekommen

Doch zurück zur Debatte. Dr. *Kern* aus Thurgau erhob sich, um die Anträge der Majorität zu unterstützen. *Kern* ist eine grosse, breitschultrige Schweizergestalt mit einem nicht unangenehmen, ausgeprägten Gesicht und etwas theatralischem Haar, etwa wie sich ein biedrer Schweizer den olympischen Jupiter vorstellen mag, etwas gelehrt angezogen und im Blick, Ton, Gebärde von unerschütterlicher Entschlossenheit ...

Herr *Eytel* kann in der Schweiz, wo die Menschen in demselben Verhältnis gross sind wie das gewöhnliche Rindvieh, für einen feingewachsenen Mann gelten, obwohl er in Frankreich als jeune homme fort robuste passieren würde. Er hat ein hübsches, feines Gesicht mit blondem Schnurrbart, spricht recht gut, aber etwas zu weitschweifig. Es geht ihm wie allen französischen Schweizern: Die Pointe ist ihnen abhanden gekommen ...

Der alte *Steiger* sprach vom Präsidentenstuhl aus auch einige Worte zugunsten der Majoritätsanträge, und sodann erhob sich zum zweitenmal unser Alcibiades *Escher*, um seine schon einmal erzählte Geschichte zum zweitenmal zu erzählen. Diesmal aber versuchte er einen rhetorischen Schluss, dem man das Schulpensum indes auf drei Meilen weit ansah: «Entweder sind wir neutral, oder wir sind es nicht, was wir aber sind, müssen wir ganz sein.» ...

Herr *Tanner* von Aarau, Obergerichtspräsident, der sich nun erhob, ist ein mittelgrosses, dünnes Männchen, das sehr laut spricht, und zwar sehr gleichgültige Dinge. Seine Rede war im Grunde weiter nichts als die hundertmalige Wiederholung eines einzigen grammatischen Fehlers ...

Dufour dagegen erstaunte die ganze Versammlung ebenso sehr durch seine Rednergabe und durch die Anspruchslosigkeit seines Vortrages wie durch die schlagenden Argumente, die er vorbrachte, und setzte sich mit der Erklärung, er stimme für Pioda, unter allgemeinem Beifall nieder. Ich habe sonst nie Beifallsbezeugungen im Nationalrat während der Diskussion gehört. Die Sache war entschieden, nach *Dufours* Rede war nichts mehr zu sagen, der Antrag *Piodas* war durchgesetzt.

Aber damit war den in ihrem Gewissen erschütterten Kantönlirittern nicht gedient, und auf den Ruf nach Schluss antworteten sie mit 48 Stimmen für Fortsetzung der Debatte. Nur 42 stimmten für den Schluss; die Diskussion ging also weiter ...

(... und die Debatte dauert deshalb noch heute an. BK)

